

Die Mittelschülerin und ihr Beruf : ein Beitrag zur Frauenberufsfrage der Gegenwart [Teil 3]

Autor(en): **Schaeffer, Helen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **41 (1936-1937)**

Heft 19

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-313420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von den Schülern, welche unsere Schule bis zur letzten Klasse besuchten, traten dieses Frühjahr sechs in das Gymnasium, zwei in die Handelsschule und einer in die Berufsschule über. Einer macht eine Lehre bei einem Elektriker, während ein anderer in eine Lehre in Stuttgart eingetreten ist und ein dritter eine Handelsschule in der französischen Schweiz besucht. Sehr oft gehen auch Schüler von uns nachher in die Kantonsschule in Trogen oder eine andere Mittelschule, in den meisten Fällen können sie das, ohne dass sie in eine tiefere Klasse versetzt werden müssen als diejenige ist, aus der sie gekommen sind.

Für jedes Kind bezahlen die Eltern, die dazu in der Lage sind, ein jährliches Schulgeld von 300 bis 400 Franken, vielen aber muss das Schulgeld teilweise erlassen werden. Die Schule bezieht keine Subventionen und ist daher zu ihrem Bestehen auf diese Schulgelder angewiesen. Bei einer Schülerzahl unter hundert Kindern entsteht naturgemäss ein Defizit. Dieses wurde während längerer Zeit durch den einen oder andern der Gründer gedeckt. Es wurde auch ein Basar veranstaltet, dessen Ergebnis bis in die letzte Zeit die Defizite decken half. Nun geht aber dieser Fonds zur Neige, auch alle Anstrengungen, von der Stadt Lugano, vom Kanton Tessin oder vom Bund eine Unterstützung zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Die einzige Unterstützung nicht privater Art ist seit sieben Jahren ein Beitrag vom Deutschen Reich für die reichsdeutschen Kinder, welche nicht das volle Schulgeld bezahlen können.

Besonders dankbar sind wir dem deutschschweizerischen Schulverein, dass er unserer Schule mit Rat und Tat beisteht und uns hilft, das Bestehen unserer Schule zu sichern.

Dass sie eine Notwendigkeit ist, ergibt sich aus folgenden Überlegungen: Die Erwerbsmöglichkeiten im Tessin genügen nicht einmal für die Tessiner selbst. Was sollen denn die eingewanderten Kinder der Deutschschweizer anfangen, wenn sie ihre Muttersprache aufgeben und ausschliesslich Italienisch lernen? Im Tessin finden die wenigsten ihr Auskommen. Eine Statistik aus dem vorigen Jahr hat gezeigt, dass von unsern 800 ehemaligen Schülern im Frühling 1936 nur noch 112 im Tessin waren. Von diesen 112 sind nur 33 während 8–9 Jahren zu uns in die Schule gegangen, während der übrigen Zeit aber in Tessinerschulen. Von den 162 Schülern, die in den ersten 8 Jahren (1911 bis 1919) bei uns waren, jetzt also im Alter von 25 bis 40 Jahren stehen, befinden sich nur noch 12 im Kanton Tessin. Also hat den 150 Weggezogenen die Kenntnis der deutschen und der italienischen Sprache den Weg ins Berufsleben erleichtert, was ja in unserer vielsprachigen Schweiz besonders ins Gewicht fällt. Die im Tessin lebenden Pfarrer bestätigen das Gesagte auch ihrerseits. Was Bundespräsident Motta in bezug auf die italienische Sprache gesagt hat: « Seine Muttersprache lieben, ist ein Gebot der Natur, sie vernachlässigen ist ein Zeichen moralischer Minderwertigkeit », dieser Ausspruch hat ebensowohl Geltung für die deutschsprechenden Kinder, denn auch sie wollen nicht moralisch minderwertig sein.

Die Mittelschülerin und ihr Beruf

(Schluss)

Ein Beitrag zur Frauenberufsfrage der Gegenwart – Von Dr. Helen Schaeffer

Zur Abklärung der Berufswahl durch Erprobung und Entwicklung der in der Schule vernachlässigten praktischen Fähigkeiten, sowie zur Formung des Charakters, der ja im Berufs- und Familienleben eine so entscheidende Rolle

spielt, empfiehlt sich ein praktisches Haushaltjahr in fremder Familie, eingeschoben etwa zwischen dem Abschluss der Mittelschule und dem Beginn der Berufsausbildung. Dass ein solches Haushaltjahr zugleich der äusseren wie der inneren Vorbereitung auf die Ehe dient und in fremdes Sprachgebiet verlegt werden kann, sind weitere Vorzüge. Auch die künftige Studentin, sie vielleicht am allermeisten, hat praktisch-hauswirtschaftliche Ausbildung nötig, um von intellektuellem Dünkel frei zu werden und sich harmonisch zu entwickeln. Ein solches Haushaltjahr vermag die positiven Gedanken, die dem Arbeitsdienst zugrunde liegen, zu verwirklichen, während es Drill und Uniformierung vermeidet. Schon manche Abiturientin ist während ihres hauswirtschaftlichen Dienstjahres zum Entschluss gekommen, aufs Studium zu verzichten zugunsten eines mehr praktischen Berufes, während andere, die aus Schulumüdigkeit und gesunder Reaktion gegen das einseitige intellektuelle Aufnehmen der langen Gymnasialjahre den Gedanken an ein Studium längst aufgegeben hatten, nun erst in der praktischen Arbeit ihrer Berufung zu diesem oder jenem akademischen Beruf gewiss werden. Ich erinnere noch daran, dass die höheren hauswirtschaftlichen wie die Pflege- und die Sozialberufe hauswirtschaftliche Vorbildung ausdrücklich verlangen.

Wir haben uns lange auf der subjektiven Seite aufgehalten, bei den höheren Schülerinnen mit ihrer Eigenart und mit den Erwartungen, die sie dem Leben entgegentragen. Diesen erwartungsvollen Mädchen gegenüber steht die objektive Welt der Kultur und der Wirtschaft, stehen die verschiedenen Berufe mit ihrem Bedürfnis nach einer bestimmten Zahl so oder so gearteten Nachwuchses, mit ihren Anforderungen an Eignung, Ausbildung, Arbeitsleistung des einzelnen. Zwischen den beiden Welten klafft eine Kluft, und es gehört zur Aufgabe der Berufsberatung, an einer Annäherung mitzuarbeiten.

Ich kann Ihnen hier keinen Überblick geben über alle Berufe, die für die höhere Schülerin in Betracht kommen, mit ihren Anforderungen und Aussichten, sondern beschränke mich auf allgemeine Bemerkungen. Eine eigentliche Tragik scheint mir darin zu liegen, dass die als besonders weiblich gepriesenen Berufe nur sehr beschränkt aufnahmefähig sind im Verhältnis zu den vielen geeigneten Mädchen, die gerne Säuglingspflegerin, Kindergärtnerin, Primar-, Sekundar- oder Turnlehrerin, Handarbeits- oder Hauswirtschaftslehrerin, Hausbeamtin usw. werden möchten. Ein gewisser Mangel herrscht in der Krankenpflege an intelligenten, gebildeten Mädchen mit weitem Blick, die sich für leitende Posten eignen. Ebenso fehlt es etwa an nach allen Seiten fähigen Leiterinnen für Haushaltsschulen. Dass die Frauen in den Lehrberufen, für die manche von ihnen wirklich berufen sind, vom Manne so stark zurückgedrängt werden, ist tief bedauerlich, und zwar auch um der Schule willen, welche die weibliche Lehrkraft braucht, neben der männlichen. In den sozialen Berufen haben sich die Anstellungsaussichten wesentlich verschlechtert. Natürlich dürfen sich geeignete Mädchen durch die Überfüllung eines Berufes nicht gleich abschrecken lassen, denn der Tüchtige setzt sich mit der Zeit fast überall irgendwie durch.

Ein besonders umstrittenes Gebiet sind die Bureauberufe: zweifellos gibt es Mädchen mit ausgesprochen kaufmännischer Begabung und viele, deren Anpassungsfähigkeit, Beweglichkeit und Sprachtalent sie geeignet erscheinen lassen zu Privatsekretärinnen, Korrespondentinnen, Stenotypistinnen auf Advokaturbureaux oder in der Verwaltung usw. Aber in der Ostschweiz, wo wir

keine ausgedehnten Verwaltungsbetriebe, wie etwa Bern und Genf, haben, sind solche Stellen mit einigermaßen anständiger Bezahlung heute selten. Im Telephon wird automatisiert. Der Aufstieg zu höheren Posten im Handel oder in den Banken ist den Frauen ausserordentlich schwer gemacht und nur unter besonders günstigen Umständen möglich. In manchen Schweizer Städten scheint die Handelslehrerin einige Aussicht zu haben. Viele untergeordnete Bureaustellen sind infolge weitgehender Arbeitsteilung trostlos eintönig. Aber auch in den mittleren Stellen der Korrespondentin und Stenotypistin, für die manche Handelsschülerinnen zunächst grosse Lust zeigen, leiden sie mit den Jahren, wenn sie nicht jung heiraten, schwer unter der Unpersönlichkeit der Arbeit. Wohl in keinem andern Beruf spielen sich so viele Konflikte und heimliche Tragödien ab, kommt es so oft zu verfehlten Eheschliessungen aus Verzweiflung, werden aber auch so tapfere Siege erfochten wie hier! Es gibt feine Frauen im Bureau, junge und alte, die gelernt haben, jeder Arbeit einen höheren Sinn zu geben und sie zur echten Frauenarbeit zu erheben. Wie unerträglich würde die Bürokratie unserer Verwaltungen erst werden, wenn alle Frauen und jungen Mädchen daraus verschwänden! Oft kommt es vor, dass sehr gut bezahlte Stellen in reiferen Jahren aufgegeben werden, weil die Betreffenden die Arbeit nicht mehr ertragen können, oder weil das Arbeitsmotiv, das sie bisher beseelt hat – zum Beispiel Unterstützung einer alten Mutter – plötzlich wegfällt und die Tochter sich nun noch einem sozialen Tätigkeitsgebiet zuwenden möchte. Natürlich lassen sich solche Berufswechsel leichter durchführen, wenn einige Ersparnisse da sind, wenn man nicht gar zu lange wartet und wenn die betreffende Frau in jungen Jahren einmal praktisch im Haushalt tätig gewesen ist, besondere Eignung für den neuen Beruf immer vorausgesetzt.

Etwas näher möchte ich zum Schlusse noch aufs Frauenstudium eingehen. Sind die akademischen Berufe von vornherein als unweiblich abzulehnen? Diese Frage stellen, heisst sie verneinen. Die Ärztin und Zahnärztin, die Apothekerin, die Reallehrerin, die Pfarrhelferin, die Psychologin, die Juristin als Amtsvormund, Rechtsanwältin, Verwaltungsbeamtin oder Sozialarbeiterin – sie alle haben mit Menschen zu tun und stehen in persönlicher Arbeit des Dienens, Heilens und Helfens. Was die abstrakte wissenschaftliche Forschungsarbeit anbelangt, so liegt sie uns Frauen viel ferner, und es werden immer nur ganz wenige dazu berufen sein. Im allgemeinen sucht also die Frau im Studium den Zugang zu einem der genannten «menschheitspflegenden» Berufe, es ist ihr Mittel zum Zwecke, wenn wir absehen von einem gewissen inneren Drang, der sie früher häufiger als heute zur Universität trieb, weil sie dort dem Lebensgeheimnis näherzukommen hoffte und geistige Anregung suchte, die ihr vielleicht im Elternhause versagt war.

Hier erwähne ich einen Einwand gegen das Frauenstudium, der vor allen andern ernst zu nehmen ist: der Mann hat Angst, dass die Frau an der Hochschule zum Blaustrumpf im feineren Sinne wird, dass die Wissensanhäufung in ihrer Seele Wertvollstes verschüttet. Er sucht bei ihr Resonanz für seine tiefsten Lebensfragen, Erlösung von seiner Zerrissenheit und vom Ballast der Zivilisation, der ihn manchmal zu ersticken droht, und er glaubt, die studierte Frau könne ihm diesen wichtigsten Dienst nicht mehr leisten, weil sie selbst an der gleichen Krankheit leide wie er. Diesem ernstesten Einwand kann ich nur meine eigene, allerdings auf vielfältige Erfahrung gegründete Überzeugung entgegenhalten, wonach das Studium den innersten Wesenskern

der Frau gar nicht berührt. Sie bleibt, was sie war oder wird, was sie auch ohne Studium geworden wäre, im Guten wie im Bösen. Scheinbar durch das Studium verschüttete Quellen waren überhaupt nie vorhanden. Ich freue mich, diese Überzeugung bei einem Mann, und zwar bei einem Psychologen vom Rang Ed. Sprangers, bestätigt zu finden, wenn er sagt: « Nach meinem Eindruck ist eine ursprüngliche Frauennatur auch durch die extremste Versachlichung nicht klein zu kriegen. » Bedenken wir schliesslich, dass überall im Leben Gefahren lauern, nicht nur im Frauenstudium! Eine grosse Gefahr für die Frau in der Ehe besteht zum Beispiel im Familienegoismus, in der Beschränkung der Mütterlichkeit auf den engsten Kreis der eigenen Kinder.

Zugeben wollen wir gerne die schwere seelische Belastung, die Leiden, die das Studium der typischen Frau zu bringen pflegt, auch wenn es ihr nicht die geringsten intellektuellen Schwierigkeiten macht. Vielleicht ist sie aus jenem dunklen inneren Drange zur Universität gegangen, der ihr dort Antwort auf ihre brennenden persönlichen und sozialen Lebensfragen verhies, Vertiefung ihrer Persönlichkeit. Und wie wird sie enttäuscht! Enttäuscht vom oft so geistlosen Fachbetrieb, der jeden inneren Zusammenhang, jeden einheitlichen weltanschaulichen Hintergrund vermissen lässt, da mancher Lehrer sein Fach wie eine Technik betreibt. Ihre Enttäuschung in bezug auf die Persönlichkeit vieler Hochschullehrer heilt sie rasch vom Wahn, dass blosses Wissen den Menschen besser mache. Immer mehr Schwierigkeiten erwachsen der Studentin mit der Zeit aus dem einseitigen intellektuellen Aufnehmen der Studienjahre, denn sie hat das Bedürfnis, nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit Herz und Hand tätig zu sein. Meist fällt in diese Jahre zudem das erste entscheidende Liebeserlebnis, das die Studentin völlig vom Studium ablenkt, so fruchtbar dasselbe auch, wenn tief und ehrlich durchlebt, für ihre spätere Lebensarbeit einmal werden kann.

Weiter wirft man uns vor, dass Studentinnen, die Gutes leisten, plötzlich um einer Heirat willen das Studium aufgeben können. Darin vermag ich kein Argument gegen das Frauenstudium zu erblicken! Wenn zwei Menschen eine wirkliche Liebe geschenkt wird, ohne dass ihrer Lebensverbindung äussere Hindernisse entgegenstehen, so tut sich vor der Frau die Erfüllung ihrer Lebensbestimmung in der Ehe auf. Und da die Ehe von ihr einen anderen, einen viel grösseren Einsatz fordert als vom Mann, so steht sie meist, nicht immer, vor einem Entweder-Oder, wenn sie den Dingen ehrlich ins Angesicht schaut: entweder Ehe oder Beruf. Ihrem natürlichen Empfinden wird es in den meisten Fällen nicht allzu schwer fallen, ein Studium, das ihr ja vor allem Durchgang zu einem künftigen Lebensberuf bedeutet hat, aufzugeben. Ebenso kann ein Mädchen plötzlich auf die glänzendste Stellung oder Laufbahn verzichten, um einem inneren Ruf in die Mission zu folgen. Für die geistige Haltung der Frau, wie für den Aufbau ihrer Ehegemeinschaft und ihr späteres Verhältnis zu heranwachsenden Kindern mag übrigens das begonnene Studium wertvolle Früchte tragen. Viel schwerer wird der Konflikt in einzelnen Fällen werden, wenn die Ehefrage an die Frau herantritt, die schon in einem geliebten Beruf drinsteht. Eine allgemeine Lösung lässt sich natürlich nicht vorschreiben. Sie hängt von den Umständen und von der Persönlichkeit der Frau ab. Manchmal kann der Beruf wenigstens teilweise beibehalten oder später wieder aufgenommen werden.

Allerlei Berufsprobleme von Mädchen und Frauen sind an uns vorbeigezogen. Sie lassen uns ahnen, wie schwer es die weibliche Jugend heute hat,

ihren Weg zu finden! Denn sie wächst in eine Welt wirtschaftlichen Tiefstands und zugleich geistiger Umwälzung hinein, wo vieles, was früher als unumstößlich galt, in Frage gestellt ist. Da steht sie mit ihrem Lebenshunger, mit ihren grossen Erwartungen und Ansprüchen, etwa auch schon in müder Resignation. Oft hat sie jahrelang leidenschaftlich mit sich selbst zu tun. Woran soll sie sich halten? Welchen Stimmen Glauben schenken? Es geht ein ehrliches Fragen und Suchen durch ihre Reihen. Blosser bürgerliche Wohlanständigkeit und konventionelle Kirchlichkeit lehnt sie mit Recht ab. Romantische Ideale genügen ihr nicht; sie braucht einen Glauben, der sich im oft so rauhen Alltag bewährt. Wie führen wir sie zur Erfüllung ihres Menschen- und Frauentums in Ehe und Beruf, zum freudigen Dienen aus innerer Bindung heraus? Ich weiss keinen andern Weg als den alten und immer neuen Weg der Bibel, wo Freiheit vertrauende, tägliche Abhängigkeit von Gott, unserem Vater bedeutet. Aber die Jugend muss oft durch allerlei Vorstufen geführt werden, ehe sie den Zugang finden kann zur Welt der Bibel. Sie braucht Führer, Seelsorger, deren gefestigtes und zugleich verstehendes Wesen die alte, vom Kirchenvater Augustin so schön geprägte Wahrheit sichtbar macht:

Inquietum est cor nostrum
Donec requiescat in Te.

Erzieht zum Frieden!

Wenn dieser Ruf von einer Erzieherpersönlichkeit kommt, die, wie Dr. Maria Montessori, es verstanden hat, ein Menschenalter hindurch ihre neue grundlegende pädagogische Arbeit von aller « Politik », von allem Parteiwesen, von allen fertigen Erwachsenen-Ideologien freizuhalten und nur die « Partei des Kindes » zu kennen, dann dürfen wir aufhorchen. Ist « das Kind » vielleicht etwas anderes, als das kleine, uns anheimgegebene Menschenwesen, dessen Regungen zu folgen, anstatt sie von vornherein meistern wollen, bedeuten würde, es im « Infantilismus » festhalten oder gar, als Erzieher, sich preisgeben?

Es können hier, wo auf das Thema des diesjährigen VI. internationalen Montessori-Kongresses (1.–10. August in Kopenhagen) hingewiesen werden soll, nicht die Antworten vorweggenommen werden, die in der Arbeit des Kongresses zutage treten werden. Nur soweit die Aufstellung dieses Themas, auf dem Hintergrunde, der der Welt bekannten Leistung Frau Dr. Montessoris zu tieferer Erkenntnis, schon sowohl Frage an uns als Andeutung einer Antwort enthält, sei der Versuch gemacht, herauszulösen, was sich dem Denkenden aufdrängt. « Friede schaffen », mit einer unschönen Wortbildung heute als « Pazifismus » bezeichnet und vielfach verworfen, enthüllt sich dem Forschenden als eine Kraft der Seele, an deren Dasein in der Menschennatur uns Erfahrung glauben lehrt, wenn wir unsern Blick dafür öffnen, die aber der Pflege und des Spielraums bedarf, den nur Erziehung zu schaffen vermag. « Politik » im Ursinne des Wortes, wie er zeitlos gültig von Plato her auf uns gekommen ist, bedeutet Gestaltung des Gemeinwesens – der « Polis » – aus den besten Kräften seiner Glieder in Gerechtigkeit für alle – nicht zuletzt für den « vergessenen Mitbürger », das Kind, dem es einst auferlegt sein wird, unser Kulturwerk weiterzutragen – oder unserer Unkultur zu erliegen. Und « Das Kind » ist nicht nur – oder überhaupt nicht – das unfertige, richtungslose Bündel menschlich-tierischer Triebe, das es ohne geistige